

femSCRIPT

Nr. 24

Oktober 2025

z u g e h o e r



Editorial: z u g e h o e r (Doris Hysek und Sabina Roth).....	1
Noch einmal (Doris Hysek)	2
morge im alter (Noëmi Holtz)	6
Olga, Oslo und ich (Sabina Roth).....	7
Fragile (Renata Huonker).....	11
Teflon (Noëmi Holtz)	15
Militärdienst in den sechziger Jahren (Franziska Löpfe)	16
Nach dem Krieg (Marianne Mani)	18
Löwenzahn (Renate Rubin).....	20
Garnele (Renate Rubin)	22
Vorahnung (Marianne Mani).....	24
Der Palazzo Dario (Friederike Geffert).....	26
Tante Anna (Rita Roedel)	29
Klassenfoto (Dorothea Zingg)	33
zugehoer (Sabina Roth)	37

Impressum

Herausgegeben von: femscript.ch

Redaktion und Korrektorat: Schreib-
tisch Zürich (Friederike Geffert, Noëmi
Holtz, Renata Huonker, Doris Hysek,
Franziska Löpfe, Marianne Mani, Rita
Roedel, Sabina Roth, Renate Rubin,
Dorothea Zingg)

Layout: Elisabeth Hostettler

Druck: onlineprinters.ch

Auflage: 250 Ex., erscheint 2x jährlich

Preis Einzelnummer: Fr. 8.-

© **Bilder:** Marianne Mani (Cover, S. 5, 10,
14, 19, 35); Ruth Archer, Pixabay (S. 28);
Rita Roedel (S. 32)

© **Texte:** Das Copyright der Texte ist bei
den Autorinnen.

ISSN: 2673-6233

z u g e h o e r

Ein Zugehör ist Zubehör und teilt sein Dasein mit den Hauptsachen: Geschichten und Gedichte. Zehn Frauen vom Zürcher Schreibtisch bringen sie zu Papier, zu Gehör.

Das Erzählte ist wahr, doch das erinnerte Zugehör lückenhaft. Hatte die Tante Haare auf den Zähnen? was geschah dem ausgegrenzten Jungen? der Domstrasse? wie wird Marlene zur Garnele? und was ist in jenem Palazzo in Venedig genau passiert? Keinen Kaputt windet mehr um den Affen, wer sich zum Militärdienst aufmacht. Alles vorbei und doch da.

Büros, die umziehen, sich neu formieren müssen, gehören zur Gegenwart. Genauso wie Krieg und Migrant:innen, deren Antrag nicht vom Fleck kommt. Doch auch die Gegenwart flunkert tierisch. Hunde und eine Schreibameise finden sich in Geschichten wieder, was nicht immer ein gutes Ende nimmt. Eine Blindschleiche zerfällt in drei Teile, aus einem Scheissdreck wird ein Leuchtkäfer. Alles vorbei und doch da, alles Zugehör, zu fühlen und zu lesen.

Doris Hysek und Sabina Roth

Noch einmal

Die Stadt kannte ich als Kind recht gut, wir waren fast jedes Jahr da, meine Mutter und ich, die Grossmutter besuchen in der Domstrasse 54 in Köln. Die Domstrasse gibt es noch, ebenso die Einkaufsstrassen, an die eine oder andere Ecke kann ich mich erinnern. Es sieht alles kleiner aus, die Strassen enger, kürzer, das Eingangstor in den Hof der 54 renoviert und schmal. Das Tor ist abgeschlossen, dafür gibt es ein neues Mini-Café. Ich spaziere mit meiner Mutter durch diese einst vertraute Stadt und fühle mich, als hätte ich sie noch nie gesehen, früher waren wir immer zu dritt da. Die Einkaufspassagen sind heruntergekommen, vor manchen stellen sich Obdachlose ein Zelt auf. Dann nehmen wir eine andere Strasse in Richtung der Aussenquartiere. Hausfassaden mit Kacheln bedeckt, die erkenne ich wieder. Oder diese Backsteinhäuser mit grossen Fensterflächen, wie bei meiner Grossmutter damals. Kleine Läden mit schönen Dingen, sie erinnern an London oder Amsterdam. Hier könnte ich leben, denke

ich, das hat was Eigenes. Nur in der Domstrasse ist kein Nest mehr, das uns aufnimmt. Dort gab es einst eine Sammlung wunderbarer Keramiksachen, zwei der Vasen stehen jetzt zuhause in Zürich im Badezimmer, für die Puderpinsel, beide mit identischer Signatur und fast so alt wie ich. In Grossmutter's Küche gab es auch eine Holzeinlegearbeit, die hat den Charakter der Wohnung geprägt, stammte aber wohl aus einer ihrer Reisen nach Tunesien. Während wir draussen vor der 54 stehen, sind uns sogar die Namen an der Klingel fremd, sowas wie Hoffmann oder Romy ist da nicht. Vermieterin und Freundin wohl gestorben, wer weiss, was passiert ist in den letzten zwanzig Jahren. Die danach gekommen sind, interessiert nicht mehr was war.

Habt ihr euch verlaufen, fragt eine junge Frau und hätte uns wohl den Weg zum Dom gezeigt, aber wir antworten nein, wir haben früher hier gewohnt. Aber die Wohnung meiner Grossmutter existiert nicht mehr. Vielleicht gar nicht mehr,

vielleicht anders. Was gäbe ich darum, sie sehen zu können. Zunächst so wie sie war und dann so wie sie ist. Noch einmal die Geräusche und die Stimmen hören, noch einmal die Düfte riechen, noch einmal zusammen sein. Wir gehen weiter und kommen in der Stadt an einem Merzenich vorbei, es gibt sie an mehreren Orten, diese Bäckereien mit gelbem Schriftzug, am Eigelstein und Neumarkt. Hatte ich zwar vergessen, den Merzenich, aber klar war der da! Und wir auch! Die hatten Bienenstich, den sich die Mutter jetzt holt und der sie so glücklich macht wie früher.

Der Dom steht da wie immer, auch der sieht – kann das denn sein – kleiner aus, der Platz davor so eng, die Treppe, der Bahnhof. Der Dom innen und aussen wohl noch so wie vor zwanzig Jahren. Im Abendlicht wirkt er düster. Geregnet hat es, vielleicht macht das den Sandstein dunkler, der Platz am Bahnhof ist voller Menschen, die nach oben schauen, zu den Spitzen. Es fällt schwer sich vorzustellen, wie man auf Feld und Wiese mit dem Bau begonnen hat,

sich Goethe daran erfreute und man schliesslich das Ganze zu Ende brachte dahin, wo es heute ist, eine Endlos-Baustelle mit hellen Flecken und einigen bunten seit dem Wiederaufbau. Unser Hotel steht gleich daneben und während wir vom Sofa in der Lobby aus den Dom betrachten, erkundigt sich der Concierge in schönem Kölsch, langsam und deutlich und nett, ob man Licht wünsche beim Sofa, aber da man den Dom so besser sieht, danke nein, alles gut so.

Am zweiten Tag regnet es vormittags, pure Tristesse am Samstagmorgen, die wir uns im Café Bastian aufhellen. Der Bienenstich von einer Grösse, da wird der Merzenich neidisch, aber zuhause schmeckt der Kaffee doch besser. Dafür kann man bei Bastian's den Bäckern beim Brotbacken zuschauen, ein junger Vater hebt seinen Sohn vor die Scheibe. Sobald die Läden offen haben, schauen wir ein wenig rein, man bräuchte dies und jenes, Kleinigkeiten, die man auch woanders kaufen kann. Irgendwo müsste das Quartier mit den vielen türki-

schen Restaurants sein, wo wir immer hingegangen sind, fettiges Essen, aber es hat geschmeckt, was soll's. Gegen Mittag hellt sich das Wetter auf und wir spazieren zum Rhein, dann wird es tatsächlich sonnig und das Herbstlaub leuchtet in den Strassen gelb. Galerien stellen bunte Sachen aus, überall ist der Dom drauf. Am Rhein liegen riesige Kähne im Wasser, fahrende Hotels, die Köln mit Basel verbinden, alles scheint grad leer. Auf der gegenüberliegenden Uferseite ist ein Park, den haben wir vor Jahrzehnten mit der Grossmutter besucht, auf dem Turm dort, siehst du, sagt die Mutter, dort hast du eine heisse Schokolade verschüttet und warst schrecklich traurig drüber.

Am Sonntag ist Flohmarkt, eine Kette aus grossen, gelben Perlen gefällt mir, aber ich weiss, so etwas trage ich nicht. Warum möchte ich Dinge haben, die ich nicht benutzen werde. Meine Mutter entdeckt Holzschalen, die meine Grossmutter auch hatte und meint, die Grossmutter müsse das damals hier gekauft haben. Mir fällt eine alte Tabakdose auf den Bo-

den, davon hat es ganz viele und es scheppert, aber nichts ist kaputt und keiner hat was gemerkt.

Wir schlendern durch die Stadt, wieder ein Aussenquartier, setzen uns noch in ein Café und werden um Kleingeld gebeten für die Not-schlafstelle. Gegenüber sitzt eine Frau, sie schreibt. Irgendwann steht die Dame auf und wir unterhalten uns, sie lebt schon immer hier und empfiehlt die Kölner Südstadt. Was für eine schöne Frau, schon 75 und unterhält sich gern und fragt: Was macht Köln anders als Zürich, warum ist die Stadt wie sie ist? Interessante Kunst gibt es in Köln keine, auch Literatur nicht, sagt sie, so viel Mittelmass, dabei konnte Köln mal mit New York mithalten! Am Schluss hätte ich gerne mehr über sie gewusst.

Das Café, wo wir Tee getrunken haben, schliesst um sieben. Wir gehen wieder Richtung Neumarkt, es dunkelt langsam ein, der Dom ist wiederum kaum beleuchtet. Der nächste Tag ist dann schon der letzte. Morgens um sieben weckt uns die grosse Domglocke.



morge im alter

strecke
 deene
 abroschte
 eleganz finde
 hörgrät ie
 brölle uf d nase

 goo

Diesen Text kann man auch hören:



Olga, Oslo und ich

Oslo döst auf dem Teppichvorleger in meinem Büro, alle viere von sich gestreckt. Ich sitze am Tisch vor dem Rechner, schreibe Tagebuch, betaste Worte, ob sie für mich und die Dinge taugen. Manchmal ruhen die Tasten, manchmal japst der Hund im Traum, manchmal schmatzt er. Oslo ist mein Schreibhund. Wie nämlich Hunde blinde Menschen führen, wie sie bei der Jagd, im Grenz- oder Wachdienst mit Menschen zusammenarbeiten, so gesellen sich Schreibhunde in die Nähe menschlicher Pulte. Grad schaut Oslo hoch; ich muss vor der Textdatei Laut gegeben haben.

Olga tritt an den Tisch, schaut an meinen Schultern vorbei auf den Bildschirm. «Schreib von mir, wenn dir sonst nichts einfällt», hör ich sie sagen. Aber ich weiss, sie ist nur wegen dem Hund ins Büro gekommen. Oslo steht auf, schüttelt sich von der Lefze bis zur Schwanzspitze, tapst zu Olga. Er dehnt sich, setzt sich neben sie,

wartet, stupst sie mit der Nase. Prompt dreht sie sich zu ihm um und streicht durch sein Fell.

Hinter dem Rechner bewegt sich etwas. Ich schaue genauer hin und sehe, wie eine etwa vier Millimeter lange, schwarze Ameise über die Holzplatte eilt. Olga streckt ihre rechte Hand vor, folgt dem Tierchen mit dem Zeigefinger und drückt es platt. Sein letztes Lebenszeichen muss ihr leicht die Fingerkuppe verätzt haben. Olga streift die tote Ameise an einem Papiertaschentuch ab, wirft es in den Abfallkorb.

Ich bin vor den Kopf gestossen, würde Olga am liebsten wieder aus der Geschichte werfen. Was hat ihr dieses Tierchen getan? Sie sieht keinen Grund, sich wegen einer toten Ameise zu empören. «Du weisst doch, wo *eine* Ameise läuft, laufen bald viele», sagt sie. Nun gut, fände eine Ameisenstrasse etwa meinen Küchenschrank, reichten die sich kreuzenden Insekten einander Pressspanbrösel

weiter und richteten ihren Bau in einem meiner Blumentöpfe ein, dann würde auch ich ihnen den Garaus machen.

Olga lächelt maliziös. «Gib zu, du hast das Insekt getötet, weil deine Geschichte nicht recht in Fahrt kommt». Ich schnaube. «Willst du damit sagen, nicht wegen dir, sondern wegen mir sei die Ameise tot?» Olga giftelt mir «Schreib-Ameise» zurück, ihr Kinn weist auf meine Finger, die über die Tasten krabbeln. Ich will meine Ruhe und schicke sie ins Nebenzimmer.

Dort macht es sich Olga auf der Couch unter dem Fenster bequem. Sie legt die Beine hoch, lehnt mit dem Rücken an die Seitenwand. Es dauert nicht lange, da springt Oslo ins V ihrer Beine, grochst, kauert sich nieder. Er wirft den Kopf hin und her, stösst schnaubend die Nase in Olgas Schritt, dreht sich auf den Rücken. Vier Beine spiralen in der Luft, die Rute trommelt aufs Sitzpolster, die rosa Hoden kullern hin und her. Olgas Hände kralen die Knorpel-

muscheln unter den Hängeohren des Tieres, gleiten in die Kuhle unter den Schultern, fahren dem Bauch entlang. Sie streichen über die Haut auf beiden Seiten des Beckens, lockern die Hüftgelenke, kneten die Schenkel. Oslo fährt mit der rosa Zunge über seine Nasenspitze, robbt mit seinem Kopf an Olgas Magen hoch, schleckt ihren Hals, seine Augäpfel blitzen weiss auf. Olga taucht in den Blick des Tieres, eine Hand auf seiner schnaufenden Flanke.

Ich sehe das Bild einer *Madonna lactans* vor mir, Olga, mit Oslo als Kind an ihrer Brust. Ich werde verlegen und kann doch den leicht lästerlichen Gedanken nicht lassen. In Fotodatenbanken finde ich das Gemälde *Madonna con Bambino*, von Artemisia Gentileschi vor über vierhundert Jahren geschaffen. Ich fühle innige Wärme, in meiner Hand eine sanfte Berührung, als ob sie am molligen Schenkel eines Säuglings läge. Mein Blick versinkt ins Bild wie beim Schauen in ein anderes Augenpaar. «Sinnlich, kreatürlich,

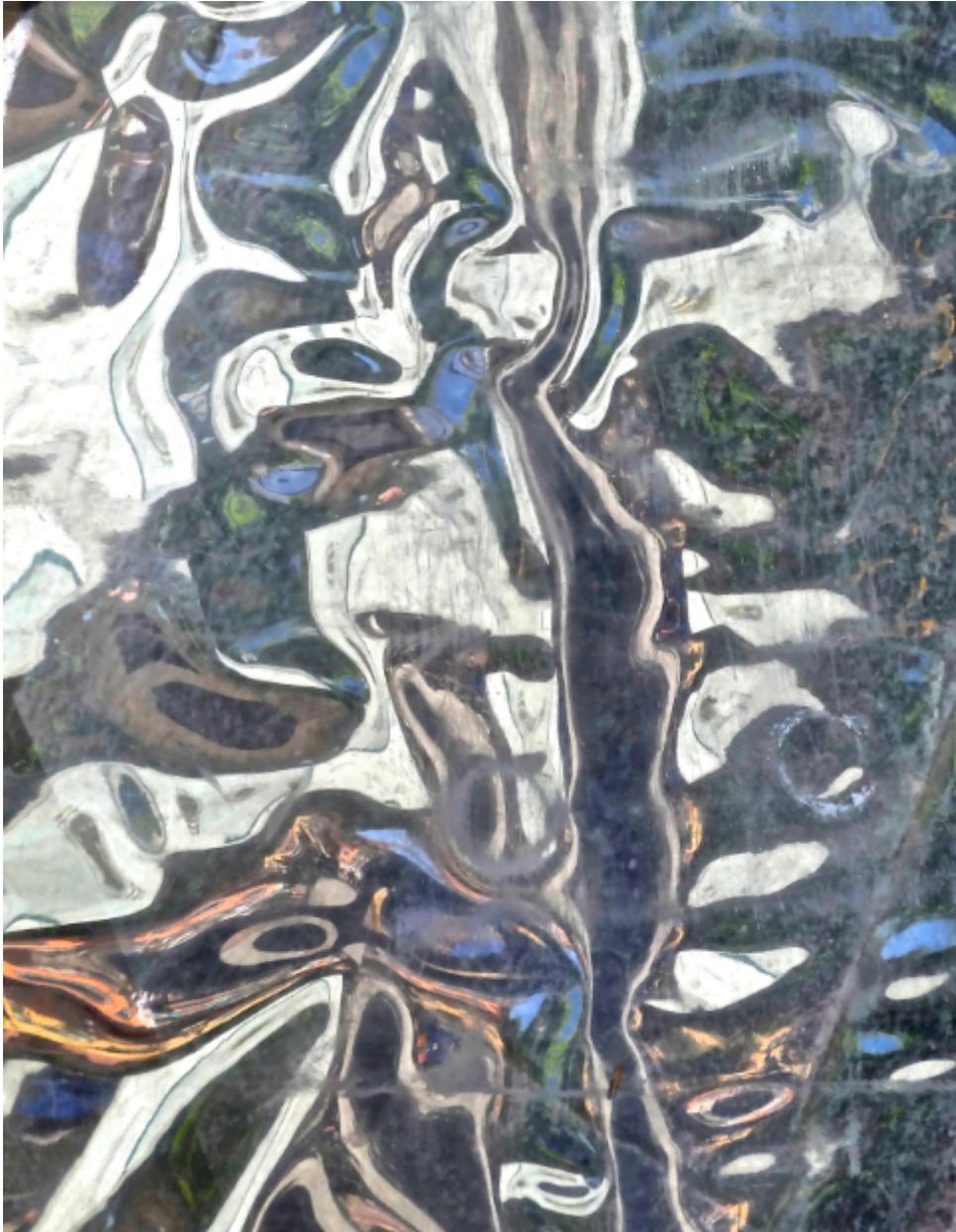
göttlich, wie mit Oslo», sagt Olga traumverloren.

Draussen vor dem Fenster ist Gebell zu hören. Oslo springt auf, schaut hinaus, tupft mit seiner Schnauze einen milchigen Fleck aufs Glas. Olga seufzt, ihre Hand fällt von Oslo weg aufs Couchpolster. «Sein Blick, so nah, fremd und traurig», murmelt sie, «als ob er nach Worten suche.»

Olga ist einfach zu hundeselig, denke ich. Laut sage ich, dass mein Schreibhund weder Wörter noch Sätze aufspüre. «Er sucht

den Ball oder ein Häppchen, er versteht die antrainierten Wörter. Manchmal ist er unschlüssig, ob er einem Duft in seiner Nase nachjagen oder einem Wort in seinem Ohr folgen soll.» Aber Olga bleibt unverdrossen bei ihrer Meinung, dass Oslo Worte für Texte herantrage, «irgendwie halt».

Bevor ich gemeine Sachen schreibe, gehe ich zur Tür, nehme die Leine vom Haken. Oslo steht schon bereit. «Los geht's», sage ich zu ihm. Schwanz und Schnauze in der Luft läuft er hinaus. Olga kommt mit.



Fragile

Es war an einem jener Hitzetage im Juni. Bis um 19 Uhr hatte Karla am Bildschirm gearbeitet, Eis-Tee getrunken und von Zeit zu Zeit ihre nackten Füße im Plastikbecken mit kaltem Wasser geschwenkt, das unter ihrem Schreibpult stand. Bei der Arbeit hatte wenig herausgeschaut, aber nicht die 37 Grad waren schuld daran.

Jener längst vergangene trübe Novembermorgen damals war es – wie so oft SEITDEM. SEITDEM bedeutete für sie jener Moment, an dem sie mit krampfendem Bauch zur Toilette gewankt war. Felix! hatte sie vor der blutigen Kloschüssel geschrien und gellend ins Rauschen der Spülung, das Baby! Die Bodenlosigkeit danach zerfrass wie Rost ihre Verbundenheit, schlimmer noch, brachte sie gegeneinander auf. Felix zog aus. Eine Pause, sagten beide. Aber sah es danach aus? Zum x-ten Mal fragte sie sich das, gerade eben wieder. Nun reichte es ihr. Sie wollte auf andere Gedanken kommen, trocknete ihre Füße,

zog sich die Sandalen an und ging mit dem Hund nach draussen.

Mit Dana an der Leine ging sie durch die Gassen des Städtchens, welche von den ins Freie gestellten Tischen verstellt wurden. Zurufe, Scherze und Fetzen von Gesprächen flogen hin und her. Karla mochte den vom lauen Wind verwehten Klangteppich, aber sie hatte die Gasse gerade einmal zur Hälfte abgelaufen, da empfand sie sich selbst als einzigen Misston. Es war besser, vor dem Feierabendvolk Reissaus zu nehmen. Sie strich ihrer Hündin über den Kopf und nahm die Gasse bergan, die zum Städtchen hinaus auf den Burghügel ins Grüne führte. Im Stimmengewirr und Gelächter beim Burgrestaurant machte sich Karla schmal und zog zügig vorbei am Vibrierenden, Warmblütigen, für das sie keinen Nerv übrig hatte. Sie wurde erst ruhig, als sie auf der Krete war und der Sonne beim Untergehen zusah. Aber es blieb bei der Tatsache, dass ihr Weg sie nirgends hinführte, wo sie erwartet wurde.

Karla bog mit Dana in den Wald ab. Der Pfad mündete schon bald in einen geteerten Fahrweg, den eine von Brombeer-Ranken überwucherte Trockenmauer vom Waldsaum abgrenzte. Von einem Gewitter kürzlich, das Böen, aber kaum Regen gebracht hatte, lag abgebrochenes Astwerk auf dem Weg. Ein Stecken fiel ihr auf, der aber keiner war, sondern eine Blindschleiche. War sie überhaupt noch lebendig? Falls ja, würde sie auf dem Fahrweg plattgefahren bei all den Velos und E-Bikes. Karla kramte nach einem Papiertaschentuch. Mit spitzen Fingern hob sie damit das reglose Tier sorgsam auf. Da zuckte es auf einmal wie wild im Vlies. Die Blindschleiche fiel heraus und brach am Boden entzwei. Der kürzere, nur fingerlange Stummel schlängelte sich auf dem Asphalt. Was der längere tat, gruselte Karla. Er stellte sich auf seiner Schwanzspitze auf. Fünfzehn Zentimeter Echse steif vor ihr aufgebaut. Die Blindschleiche wiegte sich in bleiernem Glanz. Mein gutes Recht, Wärme zu tanken von der Strasse, funkel-

ten ihre Blicke. Von wegen blind wie sie Karla ins Auge fasste. Später kämpfte sie sich ohne den gewohnten Schwung der vollen Körperlänge auf den Wegrand zu. Unerwartet brach gerade nochmals ein Stück von ihr ab! Drei Blindschleichen-Stücke wanden sich vor Karla. Lebten sie oder war es nur noch das Bling-Bling von Nervensignalen? Die beiden Stümpfe gaukelten um den Kopfteil, wenn der bloss davonkommt. Karla konnte nicht mehr. Sie stürzte sich in den mittlerweile düsteren Tunnel aus Grün, wohin sich der Fahrstreifen verlor. Fort vom Tango der Amputierten. Dana, die sich aus allem nichts gemacht hatte, lief neben ihr her. Kein Auto, kein Rad kam ihnen entgegen oder überholte sie.

Erst Stunden später rollten Pneus über den Belag. Aber da lag die Blindschleiche, satt vom Mahl einer Grille, längstens in der Böschung. Sie saugte wohligh die Nachtluft und den Erdgeruch ein und nahm vom Tau. Später rollte sie sich zusammen, ein kleiner

Kreis, und blinzelte zu den Sternen. Morgen würde sie sich wieder auf dem Fahrweg tummeln.

Im Hundekorb schlief Dana, die Schnauze tief ins Polster gedrückt. Karla googelte nach Echsen und Schleichen. Erwachsene Blindschleichen hatten fast ausnahmslos Stücke drangeben müssen, stand in Brehms Tierleben. Im Irrtum des vermeintlichen Angriffs (die Rettung verkennend), hatte das Tier (*Anguis fragilis*), an zwei Sollbruchstellen nacheinander Gliedstücke von sich abgebrochen. Nachdem sie lange still dagesessen war, schlug Karla nochmals ihr Tagebuch auf. Jedes der

drei Teile war mit sich im Reinen schrieb sie. Das allein zählte. Tränen netzten ihre Wangen. Karla griff zum Handy, um Felix ein SMS zu schicken. In dem Moment rief jemand an. Als sie sah, dass es Felix war, nahm sie nicht ab. Sie lauschte auf die Klingelmelodie, Homecoming, bis sie nur noch ihr Herz klopfen hörte und das helle Viereck des Bildschirms verlöschte. Nun war SIE an der Reihe. Als Karla las, was sie senden wollte, kam es ihr platt vor – es gab keine Worte für das Wichtige im Leben. Eine Emoji musste her, der Smiley mit drei pulsierenden Herzen.



Teflon

s SEM, s Staatssekretariat für Migration, heb vill Arbet
me dörfi s ned drängle
wenn me s drängli
gäbs eener en negative Entschäid

ech spuck de Nuggi uus
wo me mir is Muul wött stecke:
s SEM esch ke rächtsfreie Raum,
ech blib dra ond ghör:
i nöcher Zuekunft wörd entschide

nome duuret s emmer no

ke rächtsfreie Raum bi öis -
im Asylrächt aber scho
Auge zue, Oore zu, Computer zue,
Teflon, ned dra chratze

i villedt füzfig oder sibezg Joor de
e Teflon-Recherche: Alles wird uufgschafft.
Läbig wird niemerds devo.

Diesen Text kann man auch hören:



Militärdienst in den sechziger Jahren

Die Vorbereitungen für Vaters Wiederholungskurs beim Militär waren während meiner Primarschulzeit ein jährlich wiederkehrender solidarischer Akt der ganzen Familie. Wir wussten alle, dass Vater einzurücken hatte, ob er wollte oder nicht, dass ihm eine schwere Strafe drohte, gar Gefängnis, falls er sich weigerte hinzugehen. Er machte sich fluchend und vor Verzweiflung schimpfend daran, den Affen zu packen, so nannten die Soldaten ihren mit Fell überzogenen Rucksack, der mich farblich an ein Orang-Utan-Fell erinnerte, bat uns Kinder, ihm bei diesen Vorbereitungen zu helfen; er brauchte uns, um den Kaputt, einen Lodenmantel, fest zu rollen, der danach um den Rucksack gewickelt werden musste. Ich erinnere mich an den rauen Lodenstoff unter meinen Knien und an meinen Händen. Nach einem bestimmten Schema musste der Mantel mehrfach zusammengelegt, dann gerollt werden. Vater gab den Takt an, ich kniete und rollte in der Mitte, zwei jüngere Geschwister drückten den Stoff an

den Seiten. Der Kaputt sollte möglichst wenig Umfang haben, sich schlank um den Affen binden lassen. Manchmal war es nötig, den Vorgang zu wiederholen, mehrmals, bis die Mantelrolle perfekt sass. Seltsamerweise störte dies den sonst ungeduldigen Vater nicht. Vielleicht tröstete und entspannte es ihn, dass er diesen Akt zusammen mit uns Kindern vollziehen konnte. Er brauchte uns zur Stärkung seiner zwiespältigen Moral gegenüber dem Militär und seiner Wehrpflicht. Als ich ihn einmal fragte, warum er so schlecht gelaunt sei, wenn er ins Militär einzurücken müsse, antwortete er, es sei nicht lustig, sich von einem jungen Schnuderbuben, einem Unteroffizier, den Haarschnitt kontrollieren zu lassen. Er empfand es als Demütigung. Doch warum war er selbst nicht Offizier geworden? Trotz Studium und beruflichem Erfolg als Bauingenieur hatte er im Militär nicht «weitergemacht», war gewöhnlicher Soldat, Füsilier, geblieben. Mutter, wie viele Frauen damals, hatte keinen Hehl daraus gemacht, dass ihr die schnittigen

Uniformen der Offiziere aus feinem Stoff gefielen. Vater habe zu den Fliegern gehen wollen, erzählte sie, er habe aber bei den Eignungstests zu wenig draufgängerisch geantwortet. Es habe da so Fragen zur Beziehung zu Frauen gegeben. Sie lachte, als sie dies erzählte. Ich fand dieses Lachen maliziös, ich war zufrieden mit Vaters Haltung zum Militär. Vor allem als ich älter wurde, war die Tatsache, dass Vater das Militär nicht mochte, einer der Gründe, mich ihm wieder verwandt zu fühlen, trotz der leisen Zweifel, die meine Mutter gesät hatte oder meinem Verdacht, er könnte es ganz einfach nicht geschafft haben, weil damals mehr Männer Offiziere werden wollten, als es Posten dafür gab. Zehn Jahre später, in den Siebzigerjahren nahmen sie zum Weitermachen alle, die schreiben, lesen und bis zehn zählen konnten. Als meine Brüder militärdienstpflichtig wurden, wollte keiner sich auf eine militärische Karriere einlassen. Es war zu jener Zeit bereits moralisch richtig, wenn auch immer noch mutig, den Militärdienst zu verweigern.

Einmal erlebte ich die Befragung eines Militärdienstverweigerers an einer öffentlichen Gerichtsverhandlung, ich sass auf der Zuschauertribüne im Gerichtssaal des Bezirksgebäudes. Der Beschuldigte, ein gebeugter, blasser Jüngling, der am liebsten im Boden versunken wäre, der keine Waffe tragen, keiner Fliege etwas zu leide tun wollte, wurde doch tatsächlich ganz nach Klischee gefragt, ob er selbst dann nicht zur Waffe greifen würde, wenn ein Feind seine Freundin vergewaltigte.

«Nein» sagte er fast, flüsternd. Er schien sich für die Frage des Anklägers zu schämen. Ich schämte mich mit ihm, war erschüttert darüber, wie lächerlich absurd diese Frage wirkte, dümmert, noch weniger empathisch als ich mir das hatte vorstellen können. Mein Bild der Schweiz nahm an diesem Anlass schweren Schaden. Meine Mutter machte den Wandel des Zeitgeistes ohne Mühe mit, war stolz auf ihre Söhne, die keinen Wehrdienst leisten wollten.

Nach dem Krieg

Die Lebenden und die Toten schweigen
unhörbar schreit ihr Schmerz
um Verluste grenzenlos.

Das Licht ist bitter
die Speise voller Nägel
die kratzen die Organe auf
und heilen nicht.

Die Erinnerung ist versehrt
und wird unmerklich
den Kindern hinterlassen.

Unfriede senkt seinen Keim
in das tägliche Brot.
Keiner fragt, warum
es bitter schmeckt.

Wir tragen den Krieg
in unseren Herzen
und geben ihn nicht her
von Generation zu Generation.

Die Sehnsucht nach Frieden
bleibt ungestillt
wir wissen nicht mehr, wie er geht.

Wir trauen ihm nicht
betrogen um ihn
durch Generationen
von Unversöhnlichkeit.



Nur manchmal blitzt er auf
in der ersten Liebe
dem Lachen eines Kindes
der zärtlichen Geste.

Auch das ist unser Erbe
fast verloren unter Trümmern
begraben unter Schrecken.

Wir Verschonten
tragen die Narben der Eltern in uns
und eine uns fremde
bodenlose Sehnsucht nach Frieden.

Nach dem Krieg ist
vor dem Krieg.
Er hat nie aufgehört.

Löwenzahn

Chrotebösch, Hundebblume, Pissblume, Saublume, Pustebblume, schon in den Bezeichnungen begegnet mir ein Auf und Ab von Wertschätzung und Missachtung. Wolfgang Borcherts Kurzgeschichte «Die Hundebblume» kreist seit der Schulzeit in mir. Es hat mich schon damals erstaunt, wie der gemeine Löwenzahn einen Mann zu verzücken vermochte. Eingesperrt in seiner Zelle wurde ihm diese füllige gelbe Blüte zum Mittelpunkt der Sehnsucht und Begierde.

Die Pustebblume mit ihren schwebenden Schirmchen, vom Wind getragene Liebesboten. Unachtsam zertrampelte Saublumen am Wegrand, dem Kaninchen hingeworfenes Chrotebösch, die zarten Löwenzahnblätter im Frühlingssalat, der Saft des Stängels wird auf Hühneraugen und Warzen geschmiert, der Löwenzahnhonig aufs Brot.

Ob geachtet oder missachtet, jedenfalls breitet sich dieses Kraut in meinem Garten aus. Misstrauisch beäugt von meinen Nachbarn. Mein Garten: Kein Rasen,

keine Wiese, ein Grasfleck mit gelben Punkten. Einzelne filigrane Kugeln schimmern im Licht. Sie beherbergen hunderte von flugtauglichen Fieslingen, die vor sich hin flüstern und mit ihrer Ausbreitung drohen.

So, nun nimm dir ein Herz oder sag ihm, es soll schweigen, mahne ich mich an diesem Morgen selbst. Was ist Unkraut, was sind edle Pflanzen? Die Unterscheidung fällt mir schwer. Ich verknüpfe sie mit der Frage: «Was hat Lebensrecht, was nicht, und ist es an mir, das zu unterscheiden?» Viele Unkräuter sind diskret und fallen weniger auf als dieses fette Gelb, das hervorsteht, leuchtet und prahlt. Will ich keine Schwierigkeiten kriegen, muss ich meine Bedenken beiseiteschieben.

Ich hole den Rasenmäher aus dem Keller. Füttere ihn mit Strom und unter meiner Führung beginnt er loszurattern. Der Himmel ist quietschblau, die Sonne strahlt auf mich hinunter, ein wunderbarer Frühlingstag, nicht zu heiss, nicht zu kalt.

Ausgelebt habt ihr, ihr goldenen Kronen. Zu Beginn bin ich noch etwas unentschlossen, eine weg, zwei weg, dann kleine Büschel, ganze Familienverbände, Köpfe ab, auch die Knospen, weg damit, vermanscht in den Behälter des Rasenmähers geschleudert, ich vergesse die Begierde des jungen Mannes in seiner Zelle und auch jeglichen Genuss, der diese Pflanze zu bieten hätte, die gelben Blüten werden zur Zielscheibe ihrer Vernichtung, ich habe mich entschieden, ich zögere nicht länger. Weg mit diesen zähen, gezackten Blättern, weg mit diesen Kugeln, die in die Welt hinauspringen wollen. Es dauert nicht lange und mein Garten passt wieder zu den Nachbarsgärten. Oberflächlich betrachtet. Die Wurzelstöcke stecken noch in der Erde, bereit wieder loszuschlagen. Ich konzentriere mich auf die kreisrund verbliebenen Stoppeln im Gras, in mir wächst ein Eifer, giftig und zäh: Raus damit. Eine Bösartigkeit

quillt aus meinem vom Humanismus geprägten Innern. Ausrotten will ich sie mit Stumpf und Stiel. Ich steche und hacke mit kurzer spitzer Handschaukel eine Wurzel nach der andern aus, bis sich eine blutige Blase in meiner Handmitte zeigt. Aus Eifer wird Besessenheit, bis auf wenige habe ich schon alle vernichtet, es wäre ungerecht einzelne zu verschonen. Ich verlagere den Punkt, an dem der Knauf der Schaukel auf meine Handmitte stösst und mache weiter.

Später, nachdem mein Rausch sich gemildert hat, verarzte ich die Wunde in meiner Handfläche, staune wie gross sie ist und dass ich nicht früher aufgehört habe. Dass ich den Schmerz beiseitegeschoben habe, gefühllos mein Handwerk betrieb. Kein gelbes Leuchten mehr. Ich weiss nicht ob ich zufrieden bin. Ich habe meine Pflicht getan. Der Himmel ist noch immer blau.

Garnele

So heisst meine Freundin. Meine älteste Freundin. Seit damals, als wir am ersten Schultag der Oberstufe zueinander gesetzt worden sind. Marlene hiess das Mädchen mit den beiden Zöpfen, das da neben mir sass. Zöpfe mit zwölf, das sagt alles. Nur gut, dass sie diese mit zwanzig abgeschnitten hat, als sie in den Iran reiste und nicht mehr zurückkommen wollte. «Im revolutionären Kampf gestorben» sollte auf ihrem Grabstein stehen. Andere wollen in diesem Alter mit grossen Ohrringen auffallen oder ähnlichem.

Garnele starb nicht, weder im Iran noch sonst wo. Kaum zurück, begann sie eine Therapie. Bezeichnete diese als revisionistisch, aber ging trotzdem hin, jahrelang. Konsequenz war sie nie. Ich nenne sie Garnele, weil sie ein Schlupfwesen ist, gleitet ab in tiefe Gewässer, wird nicht mehr gesehen. Wird in den Mund geschoben und die harten Schalen ausgespuckt. Sie hatte damals grosse Ängste,

die sind weniger geworden; wie ich geht sie auf die siebzig zu. Wir sind zwei alternde Ladys. Unser Kontakt ist spärlich, doch ich behalte sie im Auge. Mich interessiert ihr Lebensweg. Bin sowas wie Garnelen-Forscherin.

Trotz ihrer Ängste hatte Garnele in allem, was sie anpackte, Glück. Was von mir nicht zu sagen ist. Musste mir alles hart erkämpfen und Stolpern war Ansage. Sie, die Garnele, stolperte auch, ohne Frage, doch fiel sie immer aufwärts, eine Garnele mit Rotlachs-Tendenz. Nicht, dass sie zu ihrem Geburtsort zurückgeschwommen wäre, Kindheit war ihr Trauma, deshalb die Ängste und die Revolution im Gepäck. Sie war in allem erfolgreicher als ich. Ich habe mich abgemüht, erwarb mir einen Master mit Bestnote, sie nichts von allem, und doch hat sie mehr verdient als ich. Sie hat ein Kind, ich nicht. Eine Tochter, auch die erfolgreich. Sowas wie eine Künstlerin. Eine Künstlerin ist auch Gar-

nele. Macht aus jedem Scheiss-dreck einen Leuchtkäfer und weiss ihn auch noch zu verkaufen.

Ich habe keinen Partner mehr. Die Umstände möchte ich nicht benennen. Frauen unseres Alters sind häufig Singles und sie sind glücklich damit. Mindestens glücklicher als Männer in der gleichen Situation. Hab ich erzählt, dass Garnele sich nach vierzig noch eine Frau angelacht hat? Nicht dass das lange gedauert hätte. Wie hiess sie doch gleich. Paula. Paula war die Erste, dann kamen andere. Hielt nie besonders lange. Doch immer fand sie welche. Ich habe nichts gegen Lesben, auch wenn das nicht mein Ding ist. Doch mit über vierzig noch zu wechseln? Irgendwie Lusch. Na, gut, da misch ich mich nicht ein. Heutzutage sind alle queer, das gehört offenbar dazu. Ich bin Fe-

ministin der alten Schule und komm mit FLINTA* und dem ganzen Sternchenzeug nicht mehr zu recht. Da werf ich die Flinte ins Korn.

Nun hat sie auch noch geheiratet. Garnele hat letzten Herbst ihre Plötze geheiratet. So einen Berliner Fisch. Fisch*in. Ich gebe zu, die Feier war schön. Ich war auch eingeladen. Doch mit siebenundsechzig noch zu heiraten, gerade sie, die nie heiraten wollte, ihr Kind ohne Mann aufzog, steckt sich nun einen Ring an den Finger. Geht ja heute alles. Runzeln und Hochzeitstorte, Gletscherschmelze und Liebesschmelz, bis zum bitteren Ende. Irgendwie mag ich sie, die Garnele, doch sie geht mir in vielem zu weit. Alles, was in ihr Leben haut, wird ihr zum Schönheitsfleck. Mich nimmt wunder, was da noch kommen mag.

Vorahnung

Kürzlich hatte ich einen Albtraum. Ich träumte, unsere ganze Bürostruktur werde auf den Kopf gestellt.

Alle Wände fallen mit grossem Lärm, Telefone werden vertauscht, Anschlüsse verändert, Schränke bewegen sich durch den Raum. Es entsteht ein riesiges Chaos. Matterhornhohe Kunststoffkisten überwuchern Durchgänge, Blumentöpfe hocken verängstigt in einer Ecke, Papierkörbe machen sich breit und Schreibtische zittern vor jeder Bewegung, die ihre altersschwache Stabilität gefährden könnte. Robuste Zügelmäher fahren Möbel hin und her, stellen vorne alles voller Schreibtische und suchen dann immer aufgeregter einen Durchgang, um die übrigen Möbel an ihre hinteren Standorte zu platzieren. Wir aber, ratlos an den bisherigen Orten herumstehend, versuchen abwechselnd zu helfen und nicht im Weg zu stehen. Keines gelingt. Könnten wir, die wir jetzt an die dunkelste Wand versetzt werden, nur ein Fenster mitnehmen, das

Licht in die düstere Angelegenheit brächte! Dann stehen die Möbel einigermaßen an dem Ort, der laut Plan für sie vorgesehen war.

Jetzt tauchen die nächsten Probleme auf. Wie kommt man von einem Ende des Raums zum anderen? Welches ist der kürzeste Weg von Kollege A zu Kollegin B? Wie, um Himmels willen, kommt man überhaupt zu Kollegin B?? Links rennt man an einen Blumentopf, rechts steht ein PC (der falsche), vorne ein Schrank. Wir fühlen uns alle wie Pfadfinder, und noch lange sieht man uns bei dem Versuch, uns einen Weg durch den Dschungel zu bahnen. Besucher aus den anderen Abteilungen sind sich nicht ganz im Klaren, ob das unser Ernst ist. Wir auch nicht. PTT-Ingenieure sortieren Telefone und Drähte, beides stimmt nicht. Doch irgendwann hat jeder von uns einen Platz, ein bis zwei Telefone, jedes Telefon hat eine Nummer, aber jede ist anders als die vorherige und anders als die auf

der neuen Liste. Wir sitzen ratlos vor unseren eingeräumten Schreibtischen, das Telefon läutet. Nein, hier ist nicht X, hier ist Y. X sucht seine interne Nummer. Der Kunde ist bereits in den Ferien, als die Nummer gefunden ist.

Im Verlauf des Ein- und Auspacken sind ungeahnte Schätze zum Vorschein gekommen: Längst endgültig verloren geglaubte Dokumente - man wird in Zukunft nicht einmal mehr sich selber glauben, wenn man behauptet, man habe alles durchsucht!! - der AHV-Ausweis einer lange schon

Ausgeschiedenen, Überflüssiges und schmerzlich Vermisstes. Uns haben wir noch nicht ganz wieder gefunden.

Der Container im Keller füllt sich, die Schränke füllen sich, die Pendenzschachtel füllt sich. Wir sitzen in einem fremden Büro.

Schon lange hatte ich keinen solchen Albtraum mehr. Ich kneife mich. Ich will aufwachen. Der Wecker klingelt nicht. Hilfe, ich bin ja wach!! Aus unseren Büros wird tatsächlich ein Grossraumbüro.

Der Palazzo Dario

Wenn ich im Vaporetto auf dem Canale Grande fahre, sehe ich mir immer gerne die Palazzi an. Einer gefällt mir besonders gut, das ist der Palazzo Dario. Ich versuche oft, ihn zu fotografieren, aber das gelingt mir nie. Entweder Schaukelt der Vaporetto zu stark, oder es fährt mir genau in dem Moment, in dem ich fotografieren möchte, ein anderes Schiff vor die Kamera. In meinem Reiseführer steht, mit seiner schönen, mehrfarbigen Marmorfassade sei er einer der faszinierendsten Palazzi von Venedig und gleichzeitig ein mysteriöser Schauplatz. Alle Besitzer dieses Palastes verarmten vollständig oder starben einen rätselhaften Tod. Diese Vorfälle begannen mit dem ersten Besitzer im 15. Jahrhundert und dauerten bis in unsere heutige Zeit. Zum Schluss zeigte Woody Allen Interesse am Kauf des Palazzo, aber als er von diesen Geschichten und von dem angeblichen Fluch hörte, wollte er ihn nicht mehr haben.

A.D. 1725

Es war im Morgengrauen, als der Doge in seiner Gondel auf dem Kanal nach Hause fuhr. Ein unglücklicher Zufall wollte es, dass ihm genau vor dem Palazzo Dario seine Maske vom Gesicht rutschte und in den Kanal fiel. Es war die wertvollste Maske von Venedig, und er, als einer der mächtigsten Männer dieser Stadt, musste sie unbedingt wiederhaben. Der Graf, der den Palazzo bewohnte, fühlte sich verpflichtet, die Maske wieder zu beschaffen. Er bot seine ganze Dienerschaft auf, um nach ihr zu tauchen. Die Diener warfen sich in das grüne Wasser des Kanals, tauchten ab, tauchten wieder auf, um Luft zu holen, und tauchten wieder ab. Die Maske wurde schliesslich gefunden, aber die Diener fanden noch etwas ganz anderes. Auf dem Grund des Kanals direkt beim Palazzo entdeckten sie eine mit Eisen beschlagene schwere Holzkiste. So tauchten

sie nochmals ab, befestigten Ketten an dieser Kiste, und mit vereinten Kräften zogen sie sie hoch. Sie öffneten den Deckel: In der Kiste lagen die Knochen eines Menschen. Der Graf rief die Wache, die brachte die Kiste zu den medizinischen Gelehrten. Diese versuchten, die Knochen wieder zusammen zu fügen. Sie nahmen an, dass es sich bei der Form des Beckens um ein männliches Skelett handelte, und eher um einen jüngeren Menschen, da alle Zähne gut erhalten waren. Das Rätsel um die Identität dieses Menschen wurde nie geklärt. Die Geschichte der gefundenen Knochenkiste verbreitete sich sehr schnell in Venedig. Man verdächtigte den Grafen. Es hiess, er habe etwas damit zu tun und er würde Böses im Schilde führen. Sein Ruf war vollständig ruiniert.

A.D. 1550

Giulia dachte: Seit Tante Lucia so oft zu Besuch kommt, ist es bei uns im Palazzo Dario fröhlich ge-

worden. Tante Lucia lacht viel, und nun lacht Mama auch viel. Viel mehr als früher. Papa ist oft unterwegs. Er reist viel, bepackt am frühen Morgen seine Gondel und kommt erst nach mehreren Tagen zurück. Ich habe ihn gefragt, was er macht und wohin er fährt, und er antwortet immer das Gleiche: «Ich betreibe Handel, in ein paar Tagen bin ich wieder da.»

Bald findet der grosse Maskenball statt. Papa hat einen Tuchmacher zu uns bestellt, damit Mama sich einen Stoff aussucht für ein Kleid. Tante Lucia war dabei, und so hat Mama gleich auch einen Stoff für sie bestellt. Papa hat verärgert geguckt. Ich habe das Gefühl, er hat es nicht gerne, wenn Tante Lucia da ist. Mir fällt auf, dass er dann immer die Stirn runzelt. Wenn Papa auf Reisen ist, schläft Tante Lucia oft bei uns. Die Schlafgemächer für die Gäste sind im anderen Flügel des Palazzos. Aber ich bin mir nicht sicher, ob sie wirklich dort schläft. Einmal hatte ich nachts einen furchtbaren Traum. Ich hatte grosse Angst, und ich

wollte mich zu meiner Mama ins Bett legen. Aber – da lag schon Tante Lucia. Vielleicht hatte Tante Lucia auch schlecht geträumt?

Papa ist wieder verreist, er ist jetzt schon lange weg. So lange war er noch nie fort. Papa fehlt mir sehr! Vor ein paar Tagen kam ich in die Küche, niemand hat mich bemerkt. Da habe ich gesehen, dass Mama und Tante Lucia Papas Krug aus dem Fenster in den Kanal warfen. Ich bekam einen grossen Schreck – wir werfen niemals

Sachen in den Kanal, und ausserdem war es Papas Lieblingskrug, er hat jeden Tag aus ihm getrunken.

Ich habe weiter gewartet, aber Papa ist nicht zurückgekommen. Mama erzählte mir nun: «Papa ist dieses Mal auf eine grosse, sehr lange Reise gegangen ...»

Reiseführer «Verborgenes Venedig»
Thomas Jonglez/Paola Zoffoli



Hat Tante Anna Haare auf den Zähnen?

Romanauszug

Sommer 1949

Unsere Familie wohnte damals in Neumühle im Emmental, zu jener Zeit lebte Vaters Tante Anna bei uns, wir Kinder nannten sie Tant'Anna.

In der Luft über dem Kiesplatz vor der Mühle liegt ein samtenes Summen und warmer, dumpfer Schweinegeruch. Hin und wieder dringt ein Grunzen durch die kleinen quadratischen Fensterchen des angrenzenden Schweinestalles, und auf dem Rand des Brunnentroges davor spazieren Fliegen um die versprengten Tropfen des Wasserstrahls, der aus der Röhre in den steinernen Trog plätschert.

Neben dem Brunnen sitzt Tant'Anna. Sie sitzt auf einem Taburettli an der Sonne. Sie will sich partout nicht unter die Linde setzen, deren lichtgrün flirrende Krone ein sich ständig änderndes Schattenspiel auf den Kies zaubert. Ich sitze am Boden zu ihren Rocksäumen, denn ihre Füsse sind unter einer

langen, schwarzen Stoffglocke verborgen. Von unten schaue ich zu Tant'Anna hinauf, lausche ihrer dunklen Stimme und beobachte die sich öffnenden und schliessenden Lippen, in der Hoffnung einen Blick auf ihre dahinter liegenden *Daints cun Pel* zu erhaschen, ihre Zähne mit Haaren. Denn Mutter behauptet, sie hätte wahrhaftig solche. Ich stelle mir ihre Zähne von einem feinen hellgrauen Fell überzogen vor, damit auch sie nicht frieren.

Id eira üna vouta, es war einmal ...

Tant'Anna erzählte Märchen. Von Prinzen und Prinzessinnen und von Schlössern. Sie hatte mir anvertraut, dass sie selber vor langer Zeit in einem Schloss mit Erkern und Türmen gewohnt hatte. Meine Mutter meinte zwar: Es sei kein richtiges Schloss gewesen, sondern das Hotel Palace in St. Moritz, und Tant'Anna keine Prinzessin, sondern eine Gouvernante, welche die Zimmermädchen herumkommandierte. Das Befehlen aber, ja, ja, das habe sie dort gelernt.

Wenn Mutter abends zur Nachtesenszeit auf dem Treppenabsatz unter der Küchentür unserer Wohnung in Neumühle erschien, die Hände an ihrer Schürze abwischte und über den Kiesplatz hinweg laut «*Manger!*» rief, verschwanden die Prinzessinnen und Prinzen mitsamt ihren Schlössern. Es half auch nichts, wenn ich zurückschrie: «*Eau nu n'ho fam*, ich habe keinen Hunger!» und Tant'Anna weitererzählte, sie kehrten heute nicht wieder.

Vom Kiesplatz gelangte man über eine kurze Treppe neben dem Kellerabgang direkt in die Küche. Im Keller vermutete ich den Wolf, der mir manchmal nachts mit glühenden Augen in der Küche gegenüberstand und mich nicht vorbeigehen liess. Ich machte einen Bogen um die Kellertreppe. Die Küche bestand hauptsächlich aus dem grossen, roten Klinkerboden, dem schwarzen Holzherd und der ebenso schwarzen gusseisernen Bratpfanne, darin Mutter eine Art dicke Omelette goldbraun briet und sie mit der Metallschaufel zu «Tatsch» kleinhackte. Immer klei-

ner zack,zack,zack, und immer brauner wurden die Fetzen, wenn es zu lange dauerte, bis wir aus unseren Märchenschlössern zu ihr in die Küche kamen. In einer Ecke standen die Eckbank und der Tisch, und irgendwo befand sich die Tür zur Vorratskammer mit den hölzernen Regalen, auf welchen in Einmachgläsern die halben Birnen und Zwetschgen und die schrumpeligen Kirschen als Beigaben zum Tatsch im Zuckersirup schwammen, und wo die Konfitürendgläser in Reih und Glied standen, leuchtend rote Himbeeri und Meertrübeli, rosarote Chrosle...

Ich kann mich nicht erinnern, dass Tant'Anna je mit uns am Tisch sass, ebensowenig wie Vater. Denn nie sah ich ihn für Tant'Anna die Tropfen Medizin abzählen, von denen Mutter berichtete, er zähle sie stets selber ab, weil er befürchtete, Mutter könnte sich verzählen, sie durfte nur unsere Hustentropfen abzählen. In meiner Erinnerung sitzt Tant'Anna stets draussen vor dem Schweinestall, als hätte Mutter sie nicht ins Haus

gelassen. Was natürlich Unsinn ist. Es gibt einfach schwarze Löcher in meiner Erinnerung an Neumühle.

Von der Küche aus führte ein langer, dunkler Flur zur hinteren Wohnungstür, die direkt neben der Laderampe auf den Vorplatz der Mühle ging. Es war uns Kindern streng verboten auf der Laderampe herumzuklettern, unsere mehlweissen Fussabdrücke auf den roten Fliesen der Küche verrietten uns jedesmal, wenn mein Bruder und ich heimlich das Gebot übertreten hatten. Hinter der ersten Tür auf der linken Flurseite lag das Schlafzimmer meiner Eltern. Ich entsinne mich nicht, sie je darin liegen und schlafen gesehen zu haben; ihre ordentlich gemachten Betten standen immer leer da. Hinter der zweiten Tür lag unser Kinderzimmer, in dem es in meiner Erinnerung so dunkel ist, dass ich die Einrichtung nicht erkennen kann. Ich kann nur den Engel, der einmal zur Weihnachtszeit draussen vor dem Fenster vorbeigegangen war, lächelnd, im weissen

Kleid und langen blonden Haaren, in meiner Erinnerung auferstehen lassen. Aber der ging eben draussen vorbei.

Die rechte Flurseite war noch dunkler als die linke. Auch hier zwei Türen, hinter der einen musste sich Vaters Büro befinden haben und hinter der anderen die Kammer von Tante'Anna. Weder Vater noch Tant'Anna sah ich je durch ihre Türen hineingehen oder herauskommen. Ich hörte Tant'Anna auch nie nachts durch den Flur schlurfen, wie Mutter behauptete, die Geräusche im Flur waren vermutlich auch Teil der dunklen Löcher, die das Drinnen im Haus betrafen. Das Draussen vor dem Haus lag jedoch stets bunt und lückenlos da: der Kiesplatz mit der Linde, der Schweinestall mit seinem Gurren und dem herben Geruch, die schnatternden Gänse im Gehege unter dem Durchgang zum Nachbarshaus, der Mühlbach unter dem Steg, der zum Garten hinter dem Haus führte, die Wiesen, der Wald – sie sind jederzeit in bunten Bildern und lebendigen Gefühlen abrufbar.

Gerne würde ich mit einem Höhlenlämpchen auf der Stirn mutig diese alten, schwarzen Löcher betreten.

Heute weiss ich, dass die Beziehung zwischen meiner Mutter und der Tante meines Vaters unter einem schlechten Stern stand, noch bevor ich auf die Welt gekommen

war. Tante Anna konnte sich nicht damit abfinden, dass ihr geliebter Neffe, den sie nach der Scheidung ihrer Schwester zu sich genommen hatte, irgendeine aus Samedan geheiratet hatte, wo es doch in Zuoz genug rechtschaffene junge Frauen aus angesehenen Familien gab.



Klassenfoto

Beim Aufräumen war Vera das alte Klassenfoto in die Hände geraten, und sie wusste beim ersten Blick darauf genau, wo und wann es aufgenommen worden war. Dabei war das schon über vierzig Jahre her.

Es zeigte ihre 5. Klasse, kurz vor den Sommerferien, bei einer Exkursion zum Schloss Lenzburg. Gleichzeitig mit der Erinnerung stellte sich das beklemmende Gefühl wieder ein, das sie mit diesem Tag verband.

In der Mitte des Bildes lächelte Jessica. Sie war das angesagteste Mädchen der Klasse gewesen. Grossgewachsen, schlank, wallendes braunes Haar, immer modisch gekleidet. Alle hatten sie umschwärmt, die Mädchen hörten auf sie. Sie gab die richtige Meinung vor, sie wählte Freundinnen aus oder liess sie wieder fallen. Jede wollte zu ihrem inneren Zirkel gehören.

Vera hatte nie dazugehört. Überhaupt hatte sie sich in dieser Mit-

telstufenklasse selten richtig wohlfühlt, war unauffällig, unsichtbar – eine der stillen Mitläuferinnen. Neben Jessica stand Sandy, deren beste Freundin seit der 1. Klasse, auch sie eher unscheinbar. Doch das schien Jessica nicht zu stören, im Gegenteil – es liess sie selbst noch strahlender erscheinen. Die beiden waren unzertrennlich.

Ganz links am Rand, mit einem Schritt Abstand zur Gruppe, stand Martin, der Kleinste von allen. Strubbelige Haare, Sommersprossen, als Einziger trug er kurze Hosen. Er schaute nicht in die Kamera, sondern vor sich auf die Erde.

Martin war erst nach den Weihnachtsferien in die Klasse gekommen, mitten im fünften Schuljahr. Eigentlich war er ein Viertklässler, der aber nach einem halben Jahr in die höhere Klasse umgeteilt worden war. Sie nannten ihn nur das Baby, beobachteten ihn argwöhnisch, warteten auf sein Scheitern. Aber das passierte nicht, obwohl alle nach Kräften

versuchten, ihm das Leben schwer zu machen.

Mehr als einmal versteckten sie seine Sporttasche, so dass er zu spät zum Turnunterricht kam oder sich nicht umziehen konnte und dafür eine Strafe kassierte. Sie gaben ihm Informationen nicht weiter, so dass er zur falschen Zeit am falschen Ort war, kicherten hinter seinem Rücken und zeigten Grimassen, machten in der Freizeit niemals mit ihm ab.

Eigentlich war Martin ein freundlicher Junge gewesen, erinnerte sich Vera, vielleicht etwas scheu. Manchmal tat er ihr sogar leid. Aber Jessica hatte entschieden, dass so ein Baby nicht zu ihnen passen würde. «Wir sind doch hier kein Kindergarten! Der spielt zu Hause bestimmt noch mit Playmobil!» urteilte sie, und so überboten sie sich darin, ihn wieder aus der Klasse hinauszuekeln. Es entstand eine Dynamik, die alle erfasste.

Am schlimmsten waren jeweils die Pausen. Jemandem rempelte

Martin gerade dann an, wenn er in sein Pausenbrot beissen wollte, so dass es in weitem Bogen zu Boden fiel, ein anderer schnappte seine Mütze und die Jungs warfen sie sich gegenseitig zu, sie schubsten und traten ihn im Vorbeigehen und flüsterten ihm Beleidigungen ins Ohr. Martin wehrte sich nicht, er liess alles wortlos über sich ergehen. Stand in den Pausen abseits im Hof und spielte für sich alleine mit seinem Hüpfball, bis sie auch den auf das Schulhausdach gekickt hatten.

Dennoch blieb er ein guter Schüler, folgte dem Unterricht problemlos; aber er sprach kaum ein Wort, ging durch die Schulhausgänge mit gesenktem Blick.

Ein paar Wochen nach den Frühlingsferien fand die Exkursion zum Schloss Lenzburg statt. Nachdem Herr Schmid, der Klassenlehrer, vor dem Eingang das Foto gemacht hatte, wies er seine Schülerinnen und Schüler an, sich in zwei Gruppen aufzuteilen, damit sie in zwei getrennten Führungen die Burg erkunden konnten.



Blitzschnell wechselte die ganze Klasse auf die eine Seite des Eingangstores – auf der anderen stand Martin, das Baby, allein.

Betretens Schweigen, niemand rührte sich. Als die beiden Führerinnen, in mittelalterliche Gewänder gekleidet, hinzutraten, sagten auch sie kein Wort. Warteten. Drei Minuten oder vier – ewig.

Bis sich plötzlich Sandy, die engste Freundin der vielbewunderten Jessica, aus der Gruppe löste, betont langsam auf Martin zu schlen- derte und sich neben ihn stellte.

«Ich geh' mit dieser Gruppe», verkündete sie laut und deutlich.

Nach einigem Zögern folgten ihr ein paar weitere Mädchen, auch

einige Jungs, während Jessica betont gelangweilt die Arme verschränkte und in den Himmel starrte.

Erneut überfluteten Vera die widersprüchlichen Gefühle, die sie schon vierzig Jahre zuvor durchlebt hatte. Wie gelähmt war sie da- gestanden, weil sie nicht wusste, für welche Seite sie sich entscheiden sollte.

Einerseits bewunderte sie Sandy für ihren Mut, sich gegen ihre beste Freundin und die ganze Klasse zu stellen, andererseits schämte sie sich zutiefst.

Schämt sich bis heute, dass nicht sie es gewesen war, die diesen ersten Schritt gewagt hatte.

z u g e h o e r
 z
 z u
 z u g
 z u g e
 z u h e r
 u g e
 u g h o e r
 u h r
 g e r
 g g o e r
 g e h
 g e e r
 g e h o e r
 e h e
 e h r
 h o r
 h o e r
 h e r
 o e r
 e r
 r

femscript.ch ist ein Netzwerk schreibender Frauen. Schreibinteressierte und sprachschaffende Frauen unterstützen sich gegenseitig und tauschen sich aus, unabhängig davon, ob sie bereits publiziert haben oder erst am Anfang ihrer Schreibkarriere stehen.

femscript.ch unterstützt regionale Schreibtische in Bern, Zürich, Winterthur und der Ostschweiz.

www.femscript.ch

*fem*script.ch

Sechs femscript-Veranstaltungen an «Zürich liest»

Die Wege der Psyche – Werkstattgespräch

Mit Ruth Weber, Marianne Feder und Sylvia Verena Ballmer.

Freitag, 24. Oktober 16 Uhr, Winterthur

Kachina Malwerkstatt, Neustadtgasse 2, 8400 Winterthur

Anmeldung/Reservation bei marianne.feder@bluewin.ch

Pro Lyrica Querbeet 3, Teil 1: 4 Autor:innen, 4 Buchvorstellungen

femscript-Autorin Valentina Dsora stellt ihr Buch «stimpimente» vor.

Freitag, 24. Oktober 17.30 Uhr, Zürich

Atelier für Kunst und Philosophie, Albisriederstrasse 162, 8003 Zürich

Eintritt frei, Kollekte. Türöffnung 17 Uhr.

LesBar – femscript-Autorinnen stellen ihre neuen Bücher vor

Mit Katja Fusek, Margit Koemeda, Franziska Löpfe, Elisabeth Wandeler-Deck, Ruth Weber, Rosa Weiss, Dorothea Zürcher

Samstag, 25. Oktober, 16:30 Uhr, Zürich

Pestalozzibibliothek Altstadt, Zähringerstrasse 17, 8001 Zürich

Bauch über Kopf – Frauenbilder gedreht und gewendet

Die Lektorin Verena Stettler beleuchtet im Gespräch mit den beiden femscript-Autorinnen Susanne Thomann und Rosa Weiss zwei Romanfiguren auf ihren unterschiedlichen Wegen.

Sonntag, 26. Oktober 11 Uhr, Zürich

Bücherraum f, Jungstrasse 9, 8050 Zürich

zugehoer – Lesung des Schreibtischs Zürich

Mit Friederike Geffert, Noëmi Holtz, Doris Hysek, Renata Huonker-Jenny, Franziska Löpfe, Marianne Mani, Rita Roedel, Sabina Roth, Renate Rubin, Dorothea Zingg

Sonntag, 26. Oktober, 13:30 Uhr, Zürich

Bücherraum f, Jungstrasse 9, 8050 Zürich

Auf die Couch Rabbi!

Ein Werkstattgespräch mit der femscript-Autorin Marianne Feder und der Politphilosophin Regula Stämpfli.

Sonntag, 26. Oktober, 14 Uhr, Zürich

ICZ - Bibliothek, Lavaterstrasse 33, Zürich